Die Gesellschaft.

Realistische Wochenschrift
für
Litteratur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von
M. G. Conrad.

1. Jahrgang. München, 16. Juni 1885. Nr. 24.

Im Neste des Junkers.

Münchener Reise-Episode von Alexander v. Muschlitz.

„Heda, Kutscher, alter Kerl — Droschke!"

Er hatte ein gutes Pferd und ein merkwürdig sauberes Fuhrwerk, auch schien er selbst ein hervorragend veredeltes Exemplar des typischen Münchener Kutschertums. Ich hatte mich bequem zurecht gesetzt. Aufmerksam war der intelligente Rosselenker meinen Bewegungen gefolgt, dienstfertig meine Winke erwartend, meine Absichten zu erraten suchend. Keine blöde Maschine!

„So, fahren Sie mich vor das Siegesthor! In der äußeren Ludwigsstraße soll eine elegante Wohnung zu vermieten sein — ein romantisches Nest übrigens — eine Villa — Nr. 90, wenn ich mich recht erinnere —"

„Verzeihen's, Herr Doktor, ich weiß schon wohin."

Ich brauche kaum zu bemerken, daß ich mich dem Kerl noch nie als Doktor irgend einer Schulweisheit vorgestellt hatte. Es war joviale Intuition seinerseits. München wimmelt von gelehrten Häusern aller möglichen und unmöglichen Fakultäten. Ein akademischer Titel trifft daher selten fehl; er paßt in den allermeisten Fällen. Was will man mehr vom Zierrat des Titelwesens?

Gemütlich das Pferd antreibend, schwatzte der Kutscher fort: „Die Wohnung, welche der Herr Doktor suchen, ist bei einem Adeligen mit einem ganz verwickelten Namen, er fällt mir nicht gleich ein, — bei dem sakrischen Junker halt!"

„Warum sakrischen Junker, woher, wieso?"

„Ja, schauen's, Herr Doktor, die Geschichte ist viel erzählt worden. Ich bin nämlich aus seiner Gegend und da kenn' ich sie natürlich. Da sollt' ein landwirtschaftliches Fest gefeiert werden und da fragte man den Baron um Rat wegen der Aufstellung einer Figur, einer kategorischen Person —"

„Einer allegorischen, wollt' ihr sagen, Kutscher!"

„Freilich, Herr Doktor, einer allegorischen. Aber man konnte sich wegen des Kostenpunktes nicht einigen. Da schrie der Baron den Bürgern und Bauern zu: dann stellt eure Bürgermeisterin auf die Estrade, — das ist die billigste und schönste Dekoration!"

„Donnerwetter!"

„Jetzt war's aber aus, Herr Doktor. Da schrieen die Gebildetsten wie beim Salvator: Cylinder! Aristokrat! Einer brüllte, daß ihm die Lunge platzte: Naus mit dem sakrischen Junker! Und der Name ist ihm geblieben. Ich glaub', er ist doch ein braver Herr, der sakrische Junker."

Unter dieser, im Original noch ganz umständlich ausgeschmückten Rede waren wir durch die lange, imposante Ludwigsstraße gekommen, und jetzt ging's durch das klassische Siegesthor.

„Dort hinten, wie ein Vogelnest versteckt, ist die Villa, zwischen lauter Bäumen und Sträuchern —"

Der Kutscher hielt den Wagen an.

Ich war von der Lage angenehm überrascht. Also hier —.

„Das Thor ist immer geschlossen; Sie müssen läuten, aber ja nicht zu stark!"

Das Anwesen war mit einer Mauer umgeben, über welche rotblühende Kastanien und feinästige, gelbe Akazien ihre Kronen erhoben. Nachdem ich die Glocke behutsam gezogen, öffnete sich halb das Gartenthor und aus der Spalte drängten sich zwei riesige Hundeköpfe, die mich mit ihren klugen, braunen Augen lautlos fixierten. Reinste Leonberger Rasse. — Ein kurzer, schriller Pfiff. Die Hunde gingen wedelnd zurück, und vor mir stand ein Mann in reinlichem Arbeitskittel, offenbar der Gärtner des „sakrischen Junkers"; ich übergab ihm meine Karte mit den Worten: Hier soll eine Garçon-Wohnung zu vermieten sein?

Er nahm die Karte, hielt sie etwas entfernt von sich, betrachtete sie mit nachdenklichem Blick, murmelte ein unverständliches Wort — und nachdem er mich flüchtig verstohlen gemustert, führte er mich mit einer höflichen Handbewegung dem Innern des Gartens zu. Nur wenige Schritte und er ließ mich in einer Jasmin-Laube, die auf einer leichten Hebung des Terrains gelegen, lächelnd zurück. Von hier aus war das ganze Besitztum des „sakrischen Junkers" Klemens v. Biway-Profen aus dem Hause Borau — so hieß der Eigentümer — zu übersehen. Ich rückte mir den in der Laube stehenden Rohrstuhl zurecht und atmete mit Lust die duftige, ozonreiche Luft des durchsonnten lauschigen Gartens. Es war erst Ende Mai, und obwohl die Sonnenstrahlen schon die Kraft der Julisonne hatten, lag doch etwas seltsam Erfrischendes in der Atmosphäre. Ich bestärkte mich in dem Gedanken, daß München trotz seines raschen Temperaturwechsels doch eine der gesündesten Großstädte sei, besonders für nervöse Naturen. Die kräftige Gebirgsluft, welche die Stadt durchströmt, ja manchmal orkanartig durchfegt, die Isarauen mit ihrem Holzreichtum, fast keine Fabrikschlöte in nächster Nähe — das sind beneidenswerte Vorzüge der bayerischen Residenz. Ich streckte mich behaglich in dem rohrgeflochtenen Armstuhl. Reizender Garten, stilvoll verwildert, üppig, nicht ängstlich frisiert — eine köstliche Augen- und Nasenweide! Wie das duftete! Neben blühenden Blumenbeeten, eingefaßt mit Buchs, Erdbeeren oder Lavendel, andere mit feineren und gewöhnlichen Küchengewächsen, dazwischen zerstreut auftauchend edle Zwergobstbäumchen — dann Geflügelhäuschen, Bienenstände; kurz, ein frisches, fröhliches, buntes Ineinanderspielen von Nutzgarten und Ziergarten, wie man dergleichen noch auf dem Lande antrifft bei tüchtigen Bauern oder hinter stillen Klostermauern. Dieses Wohlgefühl, das uns hier überkommt, das uns wie ein feines Aroma umflutet! Dieses Bild der Ordnung in der Freiheit, der Ruhe in der kräftig und stetig wirkenden Natur! Nirgends häßlich Menschliches, kein Zank, Haß, Neid! Leise Glockentöne durchziehen von ferner die Luft und mischen sich mit dem Summen der Bienen, mit dem Zwitschern der Vögel. Eine Idylle, so vollkommen, daß ich schier eingeschlafen wäre am lichten Vormittag!

Da hörte ich rechtzeitig wieder die Schritte und die etwas rauhe Stimme des Pförtners und Gärtners. Er kam nicht allein.

Vom Stuhle auffahrend und aus der Laube tretend, stand ich einem breitschultrigen Manne gegenüber in Bundschuhen, weißleinenen Hosen, den breiten Hemdkragen über einen schwarzen, geschlossenen Gehrock geschlagen, auf dem Haupte einen großen Gartenhut, die Rechte gestützt auf einen Stock aus Pfefferrohr. Seine Erscheinung zeigte sofort seine Reinblütigkeit, seine Rasse, sein Temperament — den sakrischen Junker! Hinter ihm die beiden Leonberger mit dem gutmütig ernsthaften Ausdruck. Er streckte mir die Hand entgegen.

„Entschuldigung, Herr Doktor, ich habe Sie lange warten lassen! Hatte eben ein Bad genommen und da war mein Anzug doch etwas gar zu einfach. Darf ich bitten, gehen wir in das Wohnhaus! Im Garten ist es schon heiß und zum Sprechen zu trocken. Buben voraus!"

Buben nannte er seine Hunde.

Mit etwas eiligen Schritten gingen wir durch die Frühlingspracht des Gartens dem Wohnhause zu. Mir war wie einem Träumenden. Nun riß ich aber gewaltsam die Augen auf. Nach einigen sanftansteigenden breiten Steinstufen waren wir in einen geräumigen, kühlen Vorraum gelangt, dessen Wände mit Zieraten aus Stuck, in Gold und Weiß, reich gearbeitet waren. Hier standen in großen Kübeln kräftige Zwergpalmen, Zitronen- und Granatbäume. Das einzige große Stiegen-Bogenfenster im Hintergrunde gab einen bunt dämmerigen Schein. Es war ein gutes Glasgemälde und stellte beinahe in Lebensgröße den regierenden König Ludwig II. im majestätischen Hubertus-Ornate dar. Unter dem Wappen stand in blau geätzter Schrift „Bayern den Bayern."

Nachdem uns ein Diener Hut und Stock abgenommen, führte mich der Junker in den Salon mit den Worten: „Nun, Herr Doktor, hier ist der gute Ort zum Plaudern. Zunächst: wieso? was verschafft mir die Ehre?" Er sah mich dabei schalkhaft lächelnd an. Fragestellung und Miene frappierte mich.

„Herr Baron, Sie haben laut Anzeige in der Fremdenzeitung eine Garçon-Wohnung zu vermieten. Ich wäre geneigt, darauf zu reflektieren, vorausgesetzt — daß Euer Herrlichkeit der Mieter paßt."

„Herrlichkeit, Herrlichkeit! Sehr angenehmer Ton für manches Ohr. Doch ein Glas Wein, verbunden mit einem kräftigen Dejeuner, ist für Sie, der am frühen Morgen aus der Stadt, und für mich, der soeben aus dem Bade kommt, die herrlichste Einleitung zu allen anderen Herrlichkeiten. Nach dem Frühstücke bin ich dann so frei, Sie mit einer Persönlichkeit bekannt zu machen, welche von mir beauftragt ist, diese Wohnungsangelegenheit zu erledigen."

Merkwürdig! Ganz traumumfangen ward mir wieder im Gehirn.

Der durch die elektrische Glocke gerufene Diener öffnete eine Seitenthüre, schlug die schweren bordeauxrot seidenen Vorhänge in die Halter zurück, und wir gingen in das Speisezimmer. Hier wurden wir von der Haushälterin oder Gouvernante des Junkers empfangen. Etwas äußerst Solides und Graziöses lag in dem Wesen dieses schon gut dreißigjährigen Weibes. Ein bis an den Hals geschlossenes einfaches Kleid, eine Granatblüte in den blauschwarzen Haaren, eine edle, ungezwungene Haltung, der ganze Körperbau gemahnend an den einer jungen, geschmeidigen Nubierin. Mit einem Worte, das Weib war famos und paßte vollkommen in den Rahmen des mit vornehmer Pracht in italienischer Renaissance ausgestatteten Speisezimmers.

Einige Flaschen Moselwein und Champagner waren in einen kunstvollen, aus rohem Kupferblech getriebenen, schüsselförmigen Weinkühler eingelegt. Der Junker ließ die Gläser füllen und trank mir nach englischer Sitte den Willkomm zu; ich folgte gründlich nach.

Nach der sehr steifen, kräftigen, in Tassen servierten Hühnersuppe kam ein mächtiger, auf dem Roste gebratener Huchen. Ich habe niemals einen besser zubereiteten und feineren Süßwasserfisch genossen, als diesen bayerischen Gebirgshuchen.

Selbstgezogener Spargel, ein gebratener Hammelsrücken mit Kapuzinerbart-Salat und Straßburger Gansleber-Pastete beschlossen das köstliche Frühstück. Es wurde mir großartig zu mute und allmählich wurde unsere Konversation eine recht anregende und lebhafte. Die Herzen erschlossen sich.

Wie man von starken Essern zu sagen pflegt — der Junker und ich hatten eine gute Klinge geschlagen. Doch im Trinken war und blieb er mein kühler Meister. —

„Madame! Seien Sie so gütig und lassen Sie uns nun die Zigarren und den türkischen Tabak bringen!"

„Die Dame ist schon lange in Ihrem Hause?" fragte ich den Junker, als dieselbe das Zimmer verlassen hatte.

„Gewiß, Herr Doktor! Zehn Jahre leitete sie das Hauswesen meiner Eltern und war auch zeitweise meine Gouvernante. Seit dem Tode meiner Eltern ist sie bei mir. Sie bedient mich nicht — sie dient mir. Verstehen Sie? Meine Mutter, welche in San Sebastian Heilung suchte, lernte dort Petronella kennen, wurde von ihr gepflegt — und so kam die Spanierin nach Bayern. Nach gesetzlichem Sinne gebührt ihr der Titel Fräulein,

weil sie nicht verheiratet ist, noch je es war. Aber Fräulein klingt in diesem Falle geschmacklos. Es ist richtiger und gesellig edler, das unverheiratet gebliebene und in die Jahre gekommene Weib mit dem Fräuleintitel zu verschonen. Madame sagt auch hier der feiner gewöhnte Franzose. Doch da kommt sie . . . . Nun lassen Sie mich die Wohnungsangelegenheit in Ordnung bringen. Eine Zigarette inzwischen?"

Als der Junker mit der Gouvernante den Speisesaal verließ, drehte ich mir eine Zigarette, und rauchend flanierte ich in den anstoßenden Zimmern. Wohin ich sah, überall waltete in diesem wohnlichen Raum der feinste internationale Geschmack. Nirgends war etwas von dem zu gewahren, das dem sensiblen Auge in dem Hause eines Parvenus oder archäologisierenden Styl-Fanatikers immer unangenehm auffällt.

Der ganze Eindruck, den diese Behausung auf mich machte, war ein absolut distinguierter. Ein Germane würde vielleicht noch hinzu bemerken: ein etwas weichlicher und üppiger. —

Eine auf dem Kamine stehende meterhohe Marmorfigur, die durch den großen Spiegel sich dem Auge des Beschauers in ebenso pikanten als formvollendeten Stellungen zukehrte, fesselte mich sehr, denn ich glaubte in dem Gesichte der „römischen Sandalenbinderin" eine gewisse Aehnlichkeit mit Petronella zu erblicken. Ich war in den Anblick so vertieft, daß ich ihr Eintreten gar nicht bemerkte, und erst durch das Lechzen der beiden Hunde, die sie begleiteten, aufmerksam wurde und mich rasch umwandte.

Lächelnd die Hunde streichelnd, geleitete sie mich dann zu dem im Gebirgsstyle gebauten Oekonomiegebäude, welches hundert Schritte entfernt von dem Herrenhause an der Längenseite der Gartenmauer lag.

Ich konnte kaum mein Erstaunen unterdrücken, als mich dann Petronella ahnen ließ, diese Räumlichkeiten im ersten Stock des Oekonomiegebäudes wären für mich bestimmt. Schweigend stieg ich die Treppe hinauf. Welche Ueberraschung! Alles war mit derselben vollkommenen Eleganz möbliert, wie die Wohnung des Junkers im Herrenhause selbst!

„Herr Doktor", hob Dame Petronella an, „ich bin von dem Herrn Baron beauftragt, Ihnen mitzuteilen: zu vermieten ist hier keine Wohnung! Durchaus keine! Doch sollten Ihnen diese Räumlichkeiten passen, so würden Sie dem Herrn Baron eine große Freude bereiten, wenn die stattgefundene kleine Irrung die angenehme Veranlassung wäre, den Herrn Doktor als lieben Gast dieser einsamen Villa begrüßen und beherbergen zu dürfen!"

War es die Ueberraschung, der genossene Wein, der würzige starke Blumenduft, den ich in vollen Zügen, auf dem Balkone des Oekonomie-Gebäudes stehend, einatmete — oder war es die Nähe des Weibes — ich fühlte mich verblüfft, beunruhigt, beengt, ich hatte ein unbestimmtes Verlangen, etwas Seltsames zu thun oder zu sagen. — In dem Augenblicke kam der Junker von seinem Bienenstande. Ich war plötzlich gefaßt.

„Herr Baron, verzeihen Sie mir großmütigst die Störungen, die ich Ihnen verursacht habe. Mein leichtsinniges Vertrauen zu meinem jovialen Droschkenkutscher, der mit einer bestimmten Sicherheit Ihre Villa als jene bezeichnete, wo die Garçon-Wohnung zu vermieten sei, dann der Bann einer fixen Idee, außerhalb der Stadt, in einem romantischen, ruhigen Heim bis zum Ende meines Urlaubes wohnen zu können, — das ist vorläufig der ganze Ursachenkomplex meiner Schuld."

„Sie sind mein lieber Gast, Herr Doktor!" — Nachdem er sich an meiner glücklichen Verlegenheit geweidet: „Der Schelm von einem Droschkenkutscher hat wahrscheinlich absichtlich die Villa Nr. 90 mit jener von Nr. 90 a verwechselt. Diese ist aber von der meinigen noch eine oder zwei Minuten entfernt und dort wird auch eine Wohnung zu vermieten sein. Diesen Händedruck als Willkomm! Damit wollen wir beide, wenn es Ihnen genehm ist, diese charmanten Irrungen als vollständig gelöst betrachten." —

„Dann, Herr Baron, werde ich mit Ihrer gütigen Erlaubnis die Wohnung noch heute beziehen."

„So ist es recht, mein lieber Herr Doktor. Jetzt muß ich noch ein wenig in den Gurkenbeeten herumarbeiten und meine Bienen kontrollieren. Auf Wiedersehen!

Es war spät Abend, als ich mit meinem Gepäck von der Stadt zurückkam. Der alte Gärtner erwartete mich schon mit den beiden Hunden, die mir freundlich und zutraulich entgegensprangen, auf der Landstraße. Es war Zeit, daß ich mich bei dem Junker einfand. Petronella rückte mir einen bequemen englischen Stuhl zurecht und in der liebenswürdigsten Weise wurde mir nachserviert. Mir war zu Mute, als wenn ich schon Jahre lang in diesem trauten Hause verkehrte.

„Ich habe Sie eigentlich, Herr Doktor, noch nicht sobald erwartet, da ich glaubte, Sie möchten vielleicht in unser Hoftheater gegangen sein, um Richard Wagners „Tristan und Isolde" zu hören. Denn auch hier in München sieht man dieses außerordentliche Musik-Drama nicht allzu oft. Ich zwar, Herr Doktor, alteriere mich darüber nicht, weil ich eigentlich kein Kenner bin und von der Musik nur leichte Freude, bequemes Vergnügen wünsche. Bezaubert sie mich nicht ohne Anstrengung, so bin ich still. Doch würde es mich interessieren, zu erfahren, wie Sie, Herr Doktor, der Slave, darüber denken!

„Herr Baron! Ich besitze nicht die vornehmen Kenntnisse eines Musik-Doktors Hanslick, um eine Debatte wagen zu können, was musikalisch schön und nicht schön ist. Doch bekenne ich freimütig, daß ich kein Verlangen habe, Tristan und Isolde so lange und so oft zu hören, bis ich den Genuß der sogenannten Mannweiber oder Weibermänner empfinde, welche hauptsächlich an den Widerwärtigkeiten schuld sind, die Richard Wagner erdulden mußte. Darf ich mich darüber offen äußern? Ich kann diese Menschengattung nicht ausstehen, die fortwährend mit der Korrektur ihres Herzens zu thun hat, — alt und lächerlich wird, ohne daß sie es merkt, die immer von der höheren, genialen Sittlichkeit der Deutschen spricht, — und bei der Glorifizierung des erotischen Elementes, welche Richard Wagner in seinen Wort- und Tonmalereien gibt, — die rechtzeitige Benützung des Fächers doch auch nicht verschmäht. Richard Wagners Werke sind genial — für geniale Naturen, aber, Herr Baron, für sehr satte! Der Geschmack hängt allerdings mit der Sittlichkeit zusammen. Aber das führte zu weit! Soviel steht fest: die Narren gelangen bei einem derartigen Musikdrama in einen Zustand, wo anstatt eines erquickenden Schlafes eine vollständige Abspannung eintritt, und unsere arme Phantasie kankaniert trotzdem noch einmal den ganzen Tristan durch. Doch, Herr Baron, wie wäre es, wenn wir unsere stille Zuhörerin, sie ist ja eine Südländerin, ersuchen würden, uns zu sagen, wie eine Spanierin über Richard Wagners Werke fühlt und denkt?"

Da erhob sich Petronella, welche seither für den Junker Zigaretten drehend seitwärts in einer Fensternische auf einer kleinen türkischen Ottomane gesessen hatte. In hohen Venetianergläsern, die sie eigens von dem Buffet herabnahm, kredenzte sie uns jetzt den köstlich zubereiteten Maiwein.

„Gestatten Sie, Herr Doktor, — der Erlaubnis des Herrn Barons bin ich ja gewiß, — daß ich die an mich gerichtete Frage kurz und freimütig beantworte, und verzeihen Sie mir, wenn ich Unrecht habe?"

„Gewiß, Madame!"

Petronella griff nach einem vollen Glas, der Junker reichte ihr das seine, und mit dem weichen, wohllautenden Timbre ihrer südlichen Stimme, sagte sie, ruhig und sanft auf uns blickend:

„Wir wollen dem Genie des Künstlers huldigen und die Kritik der Menschen vergessen!"

Mit unseren Gläsern leicht anstoßend, und von dem Weine nippend, setzte sie mit einer anmutigen Verbeugung das Glas nieder. Dann entnahm sie aus der Majolika-Vase eine großblättrige Rose, zerpflückte sie, streute die zarten Blütenblätter über unsere Gläser und verließ uns mit einem geflüsterten: Gut Nacht! Es klang wie ein bebender Celloton durch den stillen, dufterfüllten Raum. — —

Englische Leibesübungen.

Von Karl Blind.*)

Eine gesunde Frische, eine tapfere Entschlossenheit zeichnet die Masse der Engländer in den höheren und mittleren Schichten aus, dank den Leibesübungen, denen sie sich von Jugend auf hingeben und die sie möglichst lange fortsetzen.

Die Verhocktheit, die Bummelei steht hier im allerschlechtesten Rufe bei Jung und Alt. Für unnahbar gehaltene Bergeshöhen, zuerst zu erklimmen; in die barbarischsten Wildnisse als Einzelner, ohne Begleitung, pfadfindend einzudringen; von heute auf morgen eine Reise nach den fernsten Weltteilen, nach der eisigsten wie nach der sonnendurchglühtesten Gegend anzutreten: das ist ein ganz natürlicher Zug an diesem uns stammverwandten Volke. Es bedarf dafür bei ihm keiner Drillung. Sein innerstes Wesen treibt es dazu an. Das ist jedenfalls heute so in den Ständen, die sich während der Jünglings- und der besten Mannesjahre viel im Freien athletisch tummeln; eine Gewohnheit, zu der man hier erst ganz in neuerer Zeit zurückgekehrt ist. Wer die Geschichte des englischen Volkslebens genauer kennt, der weiß denn auch, daß das jetzige Geschlecht der Engländer sich von den kurz vorhergegangenen Geschlechtern darin vorteilhaft auszeichnet.

Selbst der hiesigen Frauenwelt ist in den genannten Gesellschaftsschichten eine solche Spannkraft in hohem Maße eigen. Herr Max O'Rell mag sich baß wundern, daß die Ladies den Morgen damit beginnen, „sich mit kaltem Wasser zu überschwemmen". Begriffe er die Rückwirkung zwischen Körper und Geist besser, so sähe er da vielleicht einen Zusammenhang, aus dem er eine gute Lehre für das eigene französische Volk ziehen könnte. Die Pariserin mit dem tänzelnden Fuße, den sie so gern mit dem längeren, fester auftretenden ihrer nordischen Schwester schönthuend vergleicht, mag darauf stolz sein, für den Schnitt der Gewänder, für die Zusammenstellung der Farben ein besseres Auge zu haben. Selbst bei diesem Vergleich läuft starke Uebertreibung mitunter. Wer aber könnte zweifeln, daß die durch Schönheit hervorragenden Mädchen und Frauen Englands (unbeschadet der gerechten Ansprüche der deutschen Schönen sei es gesagt!) bei Wanderungen über Berg und Thal und in allerlei Fährlichkeiten besser „ihren Mann stellen" als es meist sonst geschieht?

Das trifft aber hier namentlich wieder für die auf körperliche Uebungen und verständige Gesundheitspflege haltenden Kreise zu.

Bei den Männern Englands, bis zur hohen Aristokratie hinauf wirkt die häufige Teilnahme an öffentlichen politischen Versammlungen, wo oft die Person einzusetzen ist, noch weiter stählend. Ob auch diese Versammlungen nicht selten ins Faustkämpferische ausarten, es gilt bei den Führern als Pflicht, mit auf den Plan zu treten, selbst wenn hohe Bejahrtheit eine Entschuldigung bieten könnte. Ein Prunken mit dem Greisentum ist hier geradezu verpönt. Das Wort „Greis" (Geron, senex, vieillard) kann sogar auf Englisch nicht wieder gegeben werden. Einen „alten Mann" (old man) aber nennt sich niemand gern. Mit sechzig bis siebzig Jahren spricht man von einem Manne „mittleren Alters". Geht es gegen die Achtzig hin, so befindet man sich in einem „grünen hohen Alter" (green old age). Im Harnisch zu sterben, ist bei den höchstbejahrten Staatsmännern Englands die Regel.

Durch die allgemeine Wehrpflicht — die auch in der freien Schweiz Gesetz ist, und die auch vor Jahrhunderten selbst in England thatsächlich vorhanden war, — sind wir den heutigen Engländern in der Führung der Waffen gewiß weit voran. Ebenso in der regelrechten Pflege der Turnkunst, die sich hier erst seit etwa zwanzig Jahren, unter deutschem Vorbild und Einfluß, allgemeiner eingebürgert hat. Die Gründung der großen deutschen Turnhalle in London war dafür das wirklich bewegende Ereignis. Aber in den Spielen unter freiem Himmel, in der stärkenden, frischen Luft, in den Kolben- und Fußball-Spielen, im häufigen Wettlaufen die Landstraßen entlang, oder querfeldein über Hügel und Thal in der sogenannten „Hasen- und Hundejagd" oder dem „Papierschnitzel-Rennen", im Ruderwettkampf oder Schifferstechen — da leistet die städtische Jugend, der es ja am meisten der Gesundheit halber nötig ist, da leistet in England noch mancher Mann merkwürdig Tüchtiges in dem Alter, wo man anderwärts nur sein Spielchen „am Kneip- oder Gesellschaftstisch" macht und die Frage, wo das beste Faß Bier angestochen wird, mit grausam ernster Miene für eine weltbewegende hält.

Nicht immer haben die Engländer sich diesen nervicht athletischen Zug bewahrt. Auch sie sind durch eine Zeit des beinahe gänzlichen Verfalls ihrer alten Leibesübungen gegangen. Ehedem — wer möchte es gegenwärtig glauben? — waren sie als das fast wenigst reinliche Volk Europas berüchtigt; welche Schilderung entwirft doch Erasmus von Rotterdam von den Häusern ihres Adels! Heute sind sie ein Muster der Sauberkeit für die Welt, von ihren „oberen Zehntausend" an bis in den besseren städtischen Arbeiterstand hinein. Wohin Engländer jetzt reisen, da zeigt sich die Spur ihres Erscheinens in den Gasthöfen der verwahrlosesten Länder Das tägliche, stärkende kalte Bad, oder noch besser: die kalte Abreibung, war noch bis vor vierzig oder fünfzig Jahren keineswegs durchgehende Sitte der Engländer sogar in den wohlhabenden Ständen. Heute ist sie allgemein. Von den Muskelanstrengungen zu Wasser und zu Land, denen ihre Studenten, ihre Gelehrten mit alt-hellenischem Eifer huldigen, wußten die früheren Geschlechter nichts. Heute sind die englischen Leibesübungen unter den sengenden Sonnenstrahlen Hindostans der Gegenstand der Verwunderung.

*) Als Probe aus der sehr empfehlenswerten „Deutschen Sport- und Spielzeitung". Besprechung der Zeitschrift folgt gelegentlich später.

So gründlich läßt sich ein Volk umbilden, in welchem ein kräftiger Kern steckt.

Auch wir Deutschen waren vordem anders. Einst gab es eine Zeit — ehe noch der dreißigjährige Krieg die besten Wurzeln unseres Volkstums gebrochen — wo die Nation allzumal, Adel und Bürger, Werkmann und Bauer, sich nicht nur an Wehr und Waffen freuten, selbst ohne zum Kriegsdienst verpflichtet zu sein, sondern wo auch in Stadt und Dorf, gleichwie auf den Burgen, eine Menge Spiele im Freien im Schwang waren, die sich nach dem jähen Sturz des Vaterlandes nur da und dort dürftig forterhielten.

Man lese nur das Nürnberger „Gesellenstechen" (1558) des damals im vierundsechzigsten Jahre stehenden Hans Sachs. Wie im solch „Ritterspiel herzwohl gefiel"! Es waren aber nicht Ritter von blauem Blut, sondern der Hans Starck, der Sigmund Pfintzing, der Wolff von Dill, der Marx Bucher von Leipzig, der Joachim Bremer (Böhmer), der Christoph Fürer, der Gabriel Stützel und andere vom Stand der Werkleute, die da die Lanzen brachen. Wie freudig schildert der Meister den Dank, welcher den Stechern „oben auf dem Rathaus zu teil ward —

Dem besten den Vortanz
Einen Ring mit einem Kranz."

Das war eben der Hans Sachs, der nicht blos als Handwerksbursche auf der Wanderschaft „von herzenlicher Lieb und Gunst zu Meistergesang der löblichen Kunst" erfüllt war, sondern der auch damals eine gute Klinge geführt hatte und in der Fechter-Innung zu Frankfurt a. M. dafür zum Schwertmeister geschlagen wurde. Manche „Klagerede" erhob er wohl gegen zunehmenden Sittenverfall. Manch eindringliches Mahnwort (wie im „Gespräch mit der Fastnacht") entströmt seinem Munde gegen übertriebene üppige Lustbarkeit. Doch der alte, frische, frohe, freie Zug kennzeichnet auch ihn. Und wer mit unserer älteren Dichtung und mit den auf früheres Volksleben bezüglichen sonstigen Urkunden vertraut ist, für den steht es allerdings fest, daß der Enkel vom Vorfahren lernen kann.

Gleichwie die Engländer von uns gelernt haben und noch lernen, so sollten wir es von ihnen. Einige Klippen sind da freilich zu vermeiden. Dies Volk, das sich sonst so viel auf die „goldene Mitte" zu gute thut, das im Denken wenig systematisch verfährt, gegen verschiedene Folgerungen in der Staatskunst eine auffällige Abneigung zeigt, übertreibt nämlich leicht, wo immer es sich um Kraftübung und „Sport" handelt. Da kommt gleich die Lust zum Wetten mit in's Spiel; und so gesellt sich zu der natürlichen Richtung der Jugend aufs Athletische, ja gewissermaßen Berserkerhafte, auch noch für die Beifall spendende Menge der Antrieb der Gewinnsucht.

Da wird denn alles zu einer Leistung ausgebildet und hinaufgeschraubt, bei welcher nur das höchste erreichbare Ziel, nicht der menschliche Leib mehr in Betracht kommt. Es giebt unter den Deutschen, wie mich dünkt, durchschnittlich mehr starke Männer, als hierzulande; auch Einzelne, die, ohne alle regelrechte Einübung, im Heben und Stemmen und in sonstigen Kraftstücken Gewaltigeres leisten, als der stärkste Engländer. Allein man sehe sich vor dem wettkämpferisch geschulten Angelsachsen vor! Er hat wohl meist nicht mehr die Schulterbreite, nicht mehr den weiten Brustkorb, nicht die starke Hüfte, die seinen Vorfahren kennzeichneten, als dieser, in kleinen Booten übers Deutsche Meer fahrend, hier ans Land stieß und Britannien in ein Angel- oder Engelland umschuf. Er ist schlanker gewachsen, doch starkknochig; hat er sich aber einmal ein athletisches Ziel vorgesetzt, so wird ihn keine Lockung fröhlicher Gesellen von seiner mehr altgriechischen harten Schulung wegzuziehen vermögen. Keine andere Freude wird er „vom hohen Olymp herab" mehr kennen, als den winkenden Siegespreis. Mit einer eisernen Entschlossenheit, wie sie unter keinem Volke der Erde vorkommt, wird er die Gebote des Drillmeisters, was Uebung und was Speise und Trank betrifft, einhalten, nein noch überbieten, ob auch der Tod hinter der zu erlangenden, fast übermenschlichen Gewandtheit lauert.

Manches scheint wohl den Engländern versagt, oder schwer zu erreichen. Sie sind im Ganzen so schlechte Tänzer, wie sie nur gefunden werden können; auch das weibliche Geschlecht kaum ausgenommen. Sie sind schlechte Fechter, am schlechtesten mit dem Stoßdegen; sogar mittelmäßige Schwimmer, trotz ihres meerumrauschten Landes. Als ich zuerst hierherkam, schien mir der Mangel an guten Schwimmern fast lächerlich. Selbst die als solche zu erkennen waren, wagten sich aus Furcht vor dem „Krampf" — wie es immer hieß — wenig weit ins Meer hinaus. Das hat sich in den letzten zehn bis fünfzehn Jahren bedeutend gebessert. Einzelne leisten jetzt Vortreffliches; doch die Masse bleibt noch immer hinter Deutschen oder Franzosen zurück. Wassertreten habe ich während mehr als dreißigjährigen Wohnens in England und bei alljährlich monatlichem, oft zweimonatlichem Aufenthalt am Meer und dabei täglichem Besuche des Wellenbades noch Niemanden sehen. An Orten, wo wir zum ersten Male hinkamen, stürzten gelegentlich Bademeister oder Badefrauen mit lebensrettenden Schwimmgürteln schreiend ans Ufer und ließen einen Schiffer mit einem Kahn eilig vom Land stoßen, als sie das Unerhörte erblicken. Der Mann, der da draußen die Arme hoch aus dem Wasser erhob, war ja offenbar dem Ertrinken nahe!!

Durchschnittlich geringe Schwimmer, besitzen die Engländer in dem Kapitän Webb einen solchen, der die Leistungen aller Zeiten übertroffen hat. Als unvergleichliche Ruderer genießen sie verdienten Rufes. Ihre Boxkunst braucht kaum genannt zu werden. Vorzügliche Hochspringer sind sie ebenfalls; noch bessere Läufer. Von Anfang an fiel mir auf, daß die Mehrzahl der Engländer weniger mit den Zehen nach auswärts, mehr mit gleichstehenden Füßen geht, als andere Völker.

Der sattelfesten Männer und „Amazonen" giebt es hier die Menge; mehr als anderwärts. Doch bessere Reiter findet man sicherlich im Auslande Der zum Gerippe abgemagerte, affenartig aufhockende Jockey kann nicht als Vergleich dienen; er ist eine mit der Natur getriebene Schande. Auf dem Schnellrad (wozu müssen wir das vier-

silbige Fremdwort „Velocipeb" gebrauchen (?) sind wieder die Engländer die Ersten der Welt. Indessen zeigt sich auch hier schon die Uebertreibung, gegen welche bereits ärztlicher Einspruch mit recht laut zu werden beginnt. Mit der Büchse verfteht die Masse des Volkes noch nicht umzugehen. Die sich aber zu Schützen ausbilden, nehmen es, namentlich auf die weiten Entfernungen, mit Schweizern, Tirolern und anderen Deutschen leicht auf.

Die Operette.

Eine unzeitgemäße Betrachtung von Erich Stahl.

„Die Philister über dir, Simson!" schrie die perfide Delila, nachdem sie ihrem verliebten Riesen das Haupt glatt geschoren — „die Philister über dir!" Und richtig, als die lauernden Philister hereinstürzten, sich ihres herkulischen Feindes zu bemächtigen, da war der Recke so schwach wie ein Kind; seine herrliche Kraft war mit seinen herrlichen Locken im Schoße der Delila vernichtet worden. Armer Simson, das war das bittere Ende von dem süßen Liebesduett, das du, deiner göttlichen Mission vergessend, in den Armen der schönen Hexe so gedankenlos mitgezwitschert. So ist der Reihe nach alles zum Teufel gefahren: das Bewußtsein deines Berufes und deiner Würde zuerst, dann deine Locken, deine Kraft, deine Freiheit, dein Augenlicht und zuletzt dein Leben. Daß mit dem Letzteren auch ein paar Hundert Philister zu grunde gegangen sind, war doch eine recht unbedeutende, wenig ergiebige Rache. Denn es blieb noch reichlicher Philistersamen übrig, und der ist aufgegangen millionenfältig, und die Zahl der Philister hat sich verbreitet und ist groß geworden wie Sand am Meer . . . . . Armer, dummer Riese!

Aber nicht die Philister allein sind ewig. Auch die schöne, perfide, amüsante, lasterhafte, verlockende Scheerenjungfrau Delila ist es. In tausend wechselnden Erscheinungen und Vermummungen lebt sie fort bis auf den heutigen Tag, und die Riesen, die in ihre Netze fallen, müssen Haare lassen, wie einst der törichte Simson. Wenn sie auch, dank unserer humaneren Zivilisation, gewöhnlich mit dem Leben davonkommen, so ist nichtsdestoweniger ihr Kopf äußerlich und innerlich verwüstet und ihr würdevoller Riesenberuf arg kompromittiert. Womit freilich nicht behauptet werden soll, daß alle Kahlköpfigen, deren Zahl heute Legion, lediglich durch die Scheere irgend einer Delila so übel zugerichtet worden seien! Die Kahlköpfigkeit grassiert in allen Lagern, auch in dem der tugendsamsten Philister.

Die Seele Delila's treibt ihr Wesen fort in tausend Gestalten. Je manchfaltiger die Formen unseres öffentlichen Lebens geworden sind, desto manchfaltiger und virtuoser hat sie ihre Verkörperungen zu inszenieren gewußt. Ueberall, wo unsere jüngeren und älteren Riesen nach des Tages Arbeit der Erholung und der Kurzweil nachgehen, lauert die Verführerin auf ihre Opfer. Ganze Gebiete der heiteren Kunst hat sie in ihr Jagdrevier verwandelt. Sie hat sich die Schaubühne unterthan gemacht. Sie hat die keusche Muse bestochen, daß sie ihr von ihrem Ansehen und ihrem Zauber borge. Sie hat die gute, alte komische Oper verdrängt und sich als — Operette an deren Stelle gesetzt als „die neueste und beliebteste Kunstform unserer Tage", wie neulich Herr Paul Lindau in der Kölnischen gravitätisch versicherte. Wer wüßte das noch nicht?

Vom Aufgang bis zum Niedergang, von den Hyperboreern bis in's Mohrenland erstreckt sich der rasende Siegestanz der männervergewaltigenden Operette. Sie kam aus Paris, reizend, frech aufgeschürzt, als die jovialste und glänzendste Repräsentantin der von allen Völkern affenmäßig gefeierten französischen Geistreichigkeit und genialen Sottise. So stand ihr der Weg der Verführung nach allen Richtungen der Windrose offen. Mehr noch: die fremden Völker baten sie fußfällig, zu ihnen zu kommen, sie bauten ihr Ehrenpforten und streuten ihr baare Millionen auf den Weg . . . . Ach, wenn sich damals ein ahnungsvoller und entschlossener Riese gefunden hätte, um sie gleich bei ihrem ersten Auftauchen im Schatten des Pariser Souffleurkastens zu erdrosseln!

Vergebens schrie der junge Emil Zola seinen mächtigeren Kollegen, welche in der Presse die Fuchtel als Oberkunstrichter mit unnachahmlicher Würde schwangen, die Aufforderung zu: „Schlagt die Operette tot, rädert sie, vierteilt sie, sie ist eine ennemie publique, sie ist eine bête malfaisante!“

Paperlapap, dachten die idealistischen Biedermänner, das Ding ist gar nicht so schlimm, wie der schwarzgallige Naturalist thut; vorläufig amüsiert es uns selbst, und wenn es den Spaß zu weit treibt, können wir noch immer in geeigneter Weise einschreiten, ohne den Schein zu erwecken, den geschmacklosen Brutalitäten von Zola, Flaubert und Kompagnie eine Konzession gemacht zu haben. Und dabei schmunzelten die biederen Pariser Kunstrichter und pfiffen ein Offenbach'sches Motiv aus der „Belle Helène“ durch die weißen künstlichen Zähne, das Stück zu fünf Francs!

Einer nur, der Hauptmitschuldige in dem ganzen Skandal der zuchtlosen Operettenherrschaft, hatte aus purer Familienliebe gleich von anfang an ein Verdikt gewagt, das den Verblendetsten die Augen hätte öffnen können über die außerordentliche sozialethische Gefahr der neuen Delila-Kunst: Meister Offenbach verbot seiner Frau und seinen Kindern auf's Strengste, jemals ein Operettentheater zu besuchen. In unserem sittsamen Deutschland hingegen, das so gern auf seine Keuschheit pocht, fanden sich ehrbare Familienväter genug, welche allabendlich mit Kind und Kegel in den Tempel der Aftermuse wallfahrteten und sich heidenmäßig an den französischen Zötchen und Witzeleien und Albernheiten ergötzten. Unsere deutsche Universalität, unsere hochberühmte kosmopolitische Bildung würde ja schrecklich zu kurz kommen, wenn wir nicht an jedem fremden Quark unsere vielseitigen Sinne übten und erquickten. Riecht die Geschichte gar zu schlecht, so können wir hinterdrein uns immer noch mit einem Schiller'schen Citat oder einem frommen Spruch desinfizieren und für die nationale Schaubühne als einer sittlichen Anstalt projektenmacherisch in's Zeug gehen. So verbot uns denn schon unsere Tradition, gegen die Pariser Operette Front zu machen und gegen eine Kunstrichtung zu konspirieren, deren verderblicher Einfluß sich nicht im Voraus an den fünf Fingern abzählen ließ. Das schickt sich für ängstliche Leute von beschränktem Geschmack! Wir aber sind stark und universell! Wir sind Riesen und tragen blonde Urwälder auf dem Kopf! Her da, Delila, tolles Mädchen aus der Fremde, wir riskieren gern ein paar Locken behufs deiner intimeren Bekanntschaft! . . . . . Leichtsinniges Volk, das wir sind!

Anfänglich hat die Operette zwar ziemlich bescheiden und sogar gefühlvoll gethan. Bevor sie ihre wahre Gestalt und Art in frecher Vollendung enthüllte, benahm sie sich wie ein munteres Vaudeville mit etwas freizügigen, aber hinlänglich anständigen Kouplets. Sie beanspruchte wenig Kosten und wenig Raum zu ihrer Vorführung im Theater; sie wollte sich kaum mehr Wichtigkeit beigelegt sehen, als man an einer kleinen komischen Oper zuzugestehen bereit war. Daß die ernsthafte Kunstkritik ihr kaum Beachtung schenkte, paßte ausgezeichnet in ihren Kram. Ueber das Kopfschütteln der Moralisten setzte sie sich mit drolligen Sprüngen hinweg. Was haben die Moralisten auch in die Kunst hineinzureden? Gar nichts. Und *sie* war Kunst. Und was für Kunst, ihr heiteren olympischen Götter! Zum Totlachen!

Nachdem sie der Duldung im Reiche der theatralischen Zauberwelt sicher war, ließ sie ihren Prätentionen die Zügel schießen. In dem Musiker Offenbach und dem Librettisten Meilhac und Halévy hatte sie die prädestinierten Macher für ihre ausschweifendsten Pläne gefunden. Nun konnte der operettistische Hexensabbat losgehen. Keine Teufelei war verrückt, keine Spaßhaftigkeit schamlos, keine Albernheit grotesk, kein Wahnsinn tollhäuslerisch genug: alles war Mittel zum Zweck, alles durfte mitthun. La folie à outrance! lautete die Losung. Und Komponist, Librettist, Theaterdirektor, Publikum, ganz Paris war ein Herz und eine Seele und eines Sinnes: der Operette die Herrschaft zu sichern und ihr eine kolossale Apotheose im „Orphée aux enfers“ mit Aufbietung der großen und kleinen Himmelslichter, der Unter- und Oberwelt, der Hölle und des Olymps zu bereiten und die ganze Menschheit, die das Weltausstellungsjahr unter der Aegide des glorioſen Napoleonsreiches 1867 nach Paris gelockt hatte, zu Gast zu laden — und die Kosten tragen zu lassen.

Und so geschah es. Alle pikanten Lasterhaftigkeiten der Welt gaben sich bei der Offenbach'schen Operette ein Stelldichein. Es war ein universeller Taumel, ein universeller Kankan sondergleichen. Auf der gleißenden Schmutzflut wurden Millionen und aber Millionen nach Paris geschwemmt. Die „Hauptstadt der Welt" machte ein glänzendes Geschäft. Sängerinnen mit einer Stimme, um die sie keine Krähe beneidet hätte, wurden über Nacht berühmt; die Polissonnerie ihrer Mimik wurde ihnen mit Gold aufgewogen. Mit einem Wort: der Triumph der Operette war ein vollständiger, phänomenaler.

Seitdem sind merkwürdige Wandlungen in der Weltgeschichte vorgegangen, die nicht ohne tiefe Wirkung auf das sozialethische und ästhetische Bewußtsein der Gesellschaft geblieben sind. Die Operette mußte sich zu gewissen Umformungen bequemen: allein das alte Dirnenblut rollt noch in ihren Adern. Der Hauptmacher Offenbach ist gestorben, und Offenbächlein zweiter und dritter Ordnung sind an seine Stelle getreten mit dem Bemühen, seine Erbschaft auszubeuten. Und sie beuten sie aus mit dem fabelhaftesten Glück.

Optimistische Narren, die sich der Gabe der Weissagung erfreuen, glaubten das baldige Ende der Operette prophezeihen zu können. Falsche Propheten! Die Operette wirtschaftet toller, denn je. Sie hat sich mit der Feerie, mit dem Ausstattungsstück verschwistert, entfaltet in Kostümen und Dekorationen einen sinnverwirrenden Luxus, blendet die Augen mit raffinierter Farben- und Beleuchtungspracht und berückt die Ohren mit den geilsten Klangeffekten. Und dazu die Ausstellung von Waden und Brüsten, und dazu die tollsten Bocksprünge und lüsternen Bewegungen! Strauß, Millöcker, Suppé u. a. haben die Ehre und das Millionen-Vergnügen, die Walzer-Operette auf eine Popularitäts-Höhe gebracht zu haben, deren sich eine andere dramatische Kunst nie zu erfreuen hatte.

Was bleibt da zu hoffen, wenn die Veroperettung der Bühne so weiterschreitet? Nichts als dies: daß durch Uebertreibung der Ausstattungsverschwendung die ganze operettistische Wirtschaft über kurz oder lang doch verkracht. Wozu uns die gnädigen Götter baldigst verhelfen mögen! Amen.

Aus der schwäbischen Residenz.

Von Gustav Stroß.

Endloser Jubel aller guten Stuttgarter: ein neues Blüte-Zeitalter ist für uns angebrochen! Man weiß nicht was noch werden mag, der schwäbische Himmel hängt wieder einmal voll lauter Geigen!

Wir haben einen neuen, mit unbeschränkten Mitteln und Machtbefugnissen ausgestatteten Direktor an unserem Theater, es hat sich ein Verein zur Hebung des Fremdenverkehrs gebildet, dessen Thätigkeit bis jetzt freilich dem Auge der profanen Welt vollständig verborgen blieb, und die liebe, verwaiste Kunst hat nach dem Weggange eines vielgenannten Professors eine neue Heim- und Pflegstätte in einem Vereine — wohlthätiger Frauen gefunden! Es ist ja natürlich, daß solch ein kränkliches, an einem bedenklichen Zehrfieber leidendes Wesen, wie unsere Stuttgarter Kunst, die zarteste und aufmerksamste Pflege nur von weiblichen Händen empfangen kann. Wie klug und edel war es daher, von dem abgegangenen Kunstprofessor — Karlsruhe segne und lohne ihn dafür tausendfach! — zunächst eine Schaar von Jüngerinnen um sich zu sammeln und sie im ästhetischen Samariterinnendienst zu unterweisen und sie abzurichten in allen Handgriffen werkthätiger Barmherzigkeit und intelligenter Kunstkrankenpflege!

Unter großmächtigem journalistischen Posaunenschall ist unser neuer Theaterdirektor Herr Geheimer Hofrat Dr. Werther in die schwäbische Residenz eingezogen. Heil, dem Messias, Heil! Nun schaltet und waltet er dort göttergleich, umwallt von Weihrauchnebel seiner Lieben und Getreuen, daß sein erhabenes Bild kaum sichtbar, und er scheidet die Schafe zu seiner Rechten von den Böcken zu seiner Linken, donnert die Schlechten zurück ins ruhmlose Nichts und erhebt die Guten und ach, oft so Verkannten aus dem namenlosen Dunkel ins hellste, freudigste Licht, ins selige Reich der Reklame und der alleinsachverständigen, alleinobjektiven Kritik!

Und die Welt, soweit sie sich in unserer lieben, glücklichen Residenz zusammenfindet, staunet und nimmt mit ehrfürchtigem Danke die Gaben entgegen, welche der unsichtbar Herrschende spendet. Und die seligen Zeitungs- und

Kunstevangelienschreiber erheben die reine, objektive Feder in trunkener Inspiration: Werther Werther, über alles, über alles in der Welt? Und dann erfährst du, staunender Fremdling, die Großthaten des Gottes und wie er sich hinopfert für das Theaterheil der sündigen schwäbischen Menschheit; denn erlöst muß sie werden und sollten alle Theaterbedienstete darüber zum Teufel fahren! Ach, das Erlösen ist oft so schwer; das kostet harte Proben! Aber Proben sind des göttlichen Mannes ergreifendste Spezialität. Ihr opfert er alles, zunächst seine eigenen, ohnehin schlaflosen Nächte und dann die Nächte der Andern, die des Schlafes und der Ruhe nach gemeinen menschlichen Begriffen recht wohl bedürften. Es kam vor, daß die Proben bis Mitternacht dauerten, daß nach zehn Uhr noch Mündige und Unmündige — es waren schulpflichtige Kinder darunter — sich einfinden mußten, um als stumm-gefügige Werkzeuge die theatralischen Erlösungsthaten probieren zu helfen. „Erlösung dem Erlöser!" Allein vor dem Gewaltigen gilt kein Ansehen der Person, kein Verdienst, kein Ergrautsein in langer Mitgliedschaft — nur seine Gnade! So lebt sein gebenedeiter Name in aller Mund. —

Wir schwimmen in Entzücken, seit der Gewaltige das Gastfieber über unsere stille, phlegmatische Theatergemeinde verhängte. Es ist bald vor Wonne nicht mehr zum Aushalten. Was wir da alles zu schauen und zu hören bekommen! Heute die weltberühmte Tragödin W. von X. morgen den weltberühmten Tenoristen Y. von Z. übermorgen irgend einen am entlegensten Firmament von den geheimrätlichen Kunstastronomen entdeckten Stern, dessen Licht noch zu keinem Theaterpublikum gedrungen u. s. w. Dann schaut das selige Publikum, das solcher Offenbarungen und Entdeckungen gewürdigt zu werden das unerhörte Glück hat, am Abend voll inniger Verehrung hinauf nach der Loge dicht neben der Bühne, wo der Gewaltige in einsamer Erhabenheit tront; zuweilen empfindet er auch das Bedürfnis, einen seiner Getreuen aus dem Schubfach „Reklame" oder „objektive Kritik" herauszuziehen und neben sich hinzusetzen und mit seiner Huld zu bestrahlen und das Publikum hat dann die Wahl, welchen von beiden Erhabenen es am schönsten und verehrungswürdigsten finden will. — — Nun giebt es aber auch unter uns Schwaben ganz unglaubliche Leute, solche z. B. die von der neuen Theaterheilsordnung, von dem Werther'schen Kulissen-Normal-Regime absolut nichts wissen wollen, die insonderheit seine ewige Gastspielkunstreiterei nicht vertragen können. Sie haben die ketzerische Meinung, diese Hetzjagd nach Berühmtheiten schädige die einheimischen Künstler, zerreibe das Ensemble, stumpfe das Publikum ab, zerstöre alle Stetigkeit und Folgerichtigkeit harmonischer Kunstentwicklung u. s. w. Ja sie treiben die Ketzerei bis zu der himmelschreienden Behauptung, die ganze geheimrätliche Spektakelmacherei und geniale Kraftmeierei des neuen Theaterheilandes habe eigentlich recht sündhaftmenschliche Motive, worunter die eitle Ruhmsucht nicht das schwächste sei. Das Schlimmste aber ist, daß die Zahl dieser Unbußfertigen, denen nichts heilig ist, täglich größer zu werden droht. —

Von den übrigen Errungenschaften, unseres neuen residenzlichen Blütezeitalters später. Inzwischen darf sich München zusammennehmen! Wenn sich Stuttgart von seinem Glück und Ehrgeiz einmal zu wildem Kunsttaumel hinreissen läßt, werden unerhörte Thaten geschehen. Die bayerische Residenz möge vor der schwäbischen Schwester auf der Hut sein! —

Karl Wilhelm Diefenbach.

Welch' ein unzeitgemäßer Mensch! Man denke doch: er lebt im Lande des berühmtesten Bieres — und er trinkt nur frisches Wasser; er lebt in der Stadt der ewigen Kalbshaxen und der saftigsten Braten — und er begnügt sich mit der Pflanzenkost des strengsten Vegetarianers; er lebt in der Kunststadt, wo die buntesten und vertraktesten Modebilder auf den Straßen herumlaufen — und er kleidet sich in ein schlichtes wollenes Kuttengewand; alle Welt verbummelt die heiligen Sonntage so sündhaft und vergnügt als möglich — und er sammelt seine Gedanken und hält öffentliche Vorträge über die Quellen des menschlichen Elends; alle Welt hastet in wildegoistischem Narrentanz nach Lust und Reichtum und Ehre — er beschäftigt sich mit dem Leid der Andern und erstrebt nichts, als daß man ihn unbehelligt seinen uneigennützigen Beruf erfüllen lasse.

Welch' ein unzeitgemäßer Mensch, nichtwahr? Mehr noch: ein Narr, ein Unfugtreiber, ein polizeiwidriges Individuum, nichtwahr? Ei freilich! Wiederholt ist er seiner Kleidung wegen vor die Schranken des Gerichts berufen und des öffentlichen Unfuges angeklagt worden — ; in den volkstümlichen Witzblättchen ist er als „Kohlrabi-Apostel" eine belachte stehende Figur — ; die vereinsmäßigen laxen Vegetarianer hassen ihn wegen seiner unbeugsamen Konsequenz — ; die Sozialdemokraten und andere parteimäßigen Volksbeglücker verachten ihn wegen seiner Unabhängigkeit und Selbsttreue; die große Heerde der wohl-

gesinnten, zeitgemäß gebildeten und gedrillten Philister verlacht und verspottet ihn als einen reinen Thoren . . . .

Eine Münchener Sehenswürdigkeit! höhnen die Einen, ein Kandidat für das Narrenhaus! rufen die Andern.

Was wissen sie von seinem eigentlichem Leben und Streben? So gut wie nichts. Von einem seiner wenigen aufrichtigen Freunde geht uns folgende kurze Schilderung seines Lebensganges zu, die wir gerne weiteren Kreisen mitteilen.

„Karl Wilhelm Diefenbach wurde geboren am 21. Februar 1851 zu Hadamar im ehemaligen Herzogtum Nassau. Sein Vater war Maler und Zeichnungslehrer am dortigen Gymnasium. Diefenbach besuchte die Volksschule sowie das Gymnasium seines Heimatsstädtchens und beschäftigte sich von Kindheit an am liebsten mit Zeichnen und Malen, außerdem machte sich schon sehr frühe sein praktischer Sinn für sämmtliche häusliche Arbeiten auffallend bemerkbar. Schon als Knabe erhielt er den Spitznamen Hausvater. Nach Beendigung seiner Gymnasialstudien hinderte ihn ein schweres Schicksal seiner Eltern an der akademischen Ausbildung seines künstlerischen Talentes. Er nahm eine Stelle als Zeichner auf einem Eisenbahnbureau in Limburg an (1868), gab aber dieselbe nach 3/4 Jahren wieder auf, um durch Photographieren sich selbständig zu machen und seine Eltern unterstützen zu können. Nachdem er einige Jahre unter Verhältnissen, welche zu seinem geistigen und künstlerischen Streben den traurigsten Gegensatz boten, gearbeitet hatte, kam er im Frühjahr 1872 in das Geschäft des Hofphotographen Albert in München. Die Qual, an der Stätte der Kunst, die der Traum seines ganzen Jugendlebens gewesen, niedrige Handlangerdienste thun zu müssen, ertrug er nicht lange. Sein eiserner Wille befähigte ihn, die härtesten Entbehrungen zu ertragen: im Jahre 1872 wurde er Schüler der Akademie der bildenden Künste. Rastlos arbeitete er an der Doppelaufgabe seiner Jugend: Studium der Kunst und Gelderwerb für sich und seine elterliche Familie. Im Jahre 1873 erkrankte er am Typhus. Nach 20 wöchentlichem Krankenlager, mit sechs offenen Wunden am rechten Arm (Folgen der medizinischen „Behandlung") zum ersten Mal das Bett verlassend, wurde er von seiner Mutter in seine Heimat gebracht. Außer der Zerrüttung seines Nervensystems hatte er als Folge der medizinischen „Pflege" den Verlust der ganzen Muskulatur seines rechten Oberarmes zu beklagen. Im Sommer 1874 kehrte er nach München zurück mit heißem Verlangen nach seinen so lange und schmerzlich entbehrten Kunststudien. Statt sich der so dringend bedurften Erholung hinzugeben, arbeitete er außerdem wieder rastlos um Gelderwerb. Sein liebeglühendes Herz wollte seinen Eltern und Geschwistern ein besseres Heim bereiten. Das harte Schicksal drängte ihn, dies bald zu erreichen, wenn es nicht zu spät sein sollte. Er beschloß die Uebersiedelung seiner Familie nach München und bewältigte in staunenswerter Thätigkeit alle Vorbereitungen zur Ausführung dieses Planes neben der ohnehin schon gewaltigen Last seiner übernommenen Arbeit. Mitten in diesem Schaffen traf ihn plötzlich — um Weihnachten 1874 — die Nachricht, daß seine Mutter in äußerster Todesgefahr sich befinde. Die kaum errungenen Bedingungen zu seinem Vorwärtskommen sofort aufgebend, eilte er zu seiner Mutter nach Nassau. Er fand dieselbe in einem unnennbaren Zustande, ebenfalls ein Opfer des mörderischen Medizinwahnes. Es gelang ihm, die erlöschende Lebensflamme der vortrefflichen Frau solange noch zu erhalten, bis er im selbstgeschaffenen Heim hier in München ihr das brechende Auge schließen konnte. Seinen armen, von Kindheit an kränklichen und schwächlichen Vater begrub er einige Wochen später.

„Statt in einem gemütlichen Heim, im Zusammenleben mit seinen Geschwistern sich erholen zu können, trat ihm jetzt ein neuer Feind seines Lebens entgegen: der kirchliche Fanatismus! Geist und Herz hatten sich nach jahrelangen heftigen Kämpfen gegen die Resultate seiner streng kirchlichen, katholischen Erziehung empört gegen die Unmenschlichkeit, die er unter dem Deckmantel der „Religion" fand. Die offene Stellungnahme gegen diese „Religion" war durch das tiefe Mitgefühl mit dem gräßlichen Leiden seiner Eltern zurückgehalten worden. Jetzt bäumte sich sein Innerstes, seine innere Religion gegen die sich ihm aufgedrängte Unmenschlichkeit auf. Statt einem solchen Bruder auch da vertrauend

zu folgen, wo man ihn nicht zu begreifen vermochte, bekämpften ihn nun seine eigenen wahnbethörten Geschwister. Nicht in ruhiger Geistesarbeit, nicht unter dem Schutze und der Führung erfahrener Menschen, sondern in einem aufreibenden Kampfe mußte er nach seiner eigenen klaren Weltanschauung ringen. Seine Geschwister und Freunde verließen ihn. Hilfsbedürftig (seinen rechten Arm mußte er jahrelang in der Binde tragen) stand er von allen gemieden, einem grausigen Schicksal gegenüber.

„Zum zweiten male mußte er sich in das Münchener Krankenhaus bringen lassen (1879). Die Behandlung, die er hier fand, neben der verhängnisvollen Medizin durch den kirchlichen Fanatismus der barmherzigen Schwestern, steigerte seine Leiden bis zum Wahnsinn. Um sich zu retten, zog er sich mit einem Weibe ins Gebirge zurück. In einem einsam gelegenen Försterhause suchte er Ruhe. — Was ihm hätte zum Segen werden können, wurde ihm zum Verderben. — Die „Pflege", die er fand, brachte ihm statt Erlösung aus seinen unnennbaren Qualen neue und noch größere, und endlich, als härtestes Martyrium (Januar 1882) die „Ehe": um sein Kind zu retten, nahm er ein Joch auf sich, das ihn zu Boden drückte. Alle Versuche, sich zu befreien, verengerten seine Ketten. Zu Hause die Hölle, von der Außenwelt als „Narr" verhöhnt, oder als „Gottloser" verschrieen und verfolgt, fand er nirgends Ruhe, nirgends die Möglichkeit zu arbeiten.

„Einer schier übermenschlichen Anstrengung gelang endlich seine Befreiung. Diefenbach konnte nun durch seine öffentlichen Vorträge über die Quellen des menschlichen Elends in weitere Kreise wirken. Von überall her erhält er begeisterte, ermutigende Zuschriften, und wenn er auch gegenwärtig noch durch gemeinen Spott und Hohn, boshafte Verfolgungen und Bekämpfung von Seite niedriger Menschen und unter den Schwierigkeiten, welche einzelne verblendete Behörden seinem Auftreten entgegenstellen — zu leiden hat, wenn er noch tagelang zitternd vor Erschöpfung sich nicht von seinem Lager erheben kann und noch immer die bitterste Not und Entbehrung dulden muß, so jubelt trotzdem sein Geist und seine Seele ein „Gerettet!" In Thalkirchen bei München hat er eine stille Werkstatt, ein sicheres Asyl gefunden. Hier lebt er, ein Künstler und Prediger der Menschlichkeit.

„In einem demnächst zu gründenden Kinderasyl, dessen Pläne durch jahrelanges Erwägen ausgereift sind, will er zeigen, wie durch naturgemäße Behandlung der Kinder die von degenerierten Eltern auf sie übergegangenen Gebrechen physischer und moralischer Natur gelindert und beseitigt werden.

„Die ideellen Mittel zur Ausführung dieses Planes besitzt er in so hohem Maße, daß ihm nach wiedererlangter Ruhe und restaurierter Kraft durch die Verwertung seiner künstlerischen Fähigkeit auch die materiellen Mittel zur Verfügung stehen werden.

„Möge er Gesinnungsgenossen finden, die ihm über die augenblickliche eigene Not durch Unterstützung hinaushelfen könnten!"

Soweit der Lebensbericht aus der Feder seines vertrauten Freundes. Wir werden später einige Auszüge aus Diefenbachs Tagebüchern und Reden bringen.

Bult.

Münchener Kunst-Chronik.

Von Hans Frank.

In den letzten vierzehn Tagen hatte der Kunstverein sich wieder eine Physiognomie von einer Gemütlichkeit aufgesetzt, die bis zur Nichtssagendheit zu gehen drohte. Aus der gemalten und gezeichneten Langeweile, die fast aus allen Rahmen gähnte, hob sich nur hie und da ein geistreicher Pinselstreich, ein flüchtiger guter Einfall, ein Schimmer technisch-virtuoser Laune ab. Ich notiere folgende Werke als bemerkenswert:

Betende Juden im Tempel von Grocholsky. Das Stückchen grell beleuchteter Synagoge mit den beiden lebensgroßen Betern im Vordergrunde ist mit großer Wahrheit behandelt. Die Naturtreue in allen Einzelheiten musterhaft. Dabei feine Individualisierung. Famoser Pinsel, der sich mit Lust auf großem Format ergeht.

Levy's Umgebung vom Neuenburger See ist ein kräftiges, wenn auch schwerbehandeltes

Stück landschaftlicher Dekorationsmalerei. Die düstere Stimmung ist vortrefflich. Weniger summarisch hat Frank seine Parklandschaft hingepinselt. Der Schwanenteich ist von guter Wirkung.

Kopay hat in seiner Badeszène eine weibliche Schönheit üppig ans Ufer gelegt. Frechfröhlich in ihrer Nacktheit, macht sie durch tadellose Formen selbst den Frömmsten nachsichtig. Das kleine Format drückt das Motiv leider zur witzigen Spielerei eines originellen Pinsels herab. Dergleichen muß allen Pendanten zum Verdruß in voller, kühner Lebensgröße gegeben werden. Uebrigens auch so Bravo!

Wopfners poesieerfüllter Pinsel dichtet am Chiemsee herum. Tiefe der Empfindung im schlichten Stimmungsbild, Klarheit und lebendige Bewegung in figurenreicheren Szenen wie die „Verfolgung" begründeten seinen Ruf. Hält sich stets auf achtunggebietender Höhe solider Meisterschaft — auch wenn ihm leider nichts Neues einfällt, so daß er sich mit Wiederholungen und leichten Variationen bescheidet.

Zwengauer macht in Abendstimmungen. Gleich Wopfner eine dankbare Künstlerseele, welche das kleine Beetchen nicht verlassen mag, worauf die ersten Erfolge gewachsen. Jeder wird berühmt wie er kann und hält seine Berühmtheit krampfhaft fest mit sittlichen oder künstlerischen Qualitäten, wie der liebe Gott es fügt. Als sündhafter Mensch aber bin ich schlechthin für die künstlerischen Qualitäten und freue mich, wenn ein Künstler sich selbst einmal davonläuft und die Partie nicht immer mit den nämlichen Trümpfen gewinnen will.

Zeichnungen von Simm, ein Dutzend, aber keine Dutzendwaare! Jedes Blatt — Vorwurf die Rheingoldsage und ihre Basenschaft — erfreut durch eine gewisse Frische und Sinnigkeit in der Erfindung, die einen sehr angenehmen Stich in das Gesund-Pikante hat.

Hecht radiert sehr fein nach Lenbachs farbigen Vorlagen, während L. Raab in seinen Arbeiten nach Bildern der alten Pinakothek sich aufs Neue als einer der vorzüglichsten Meister der Radierkunst bewährt.

Liebes-Frühling.

Von Xanthippus.

Es stand in meinem Garten
Ein alter, kahler Baum,
Ihm hatten die Stürme die harten
Gelassen ein Blättlein kaum.

Und heut im milden Märzen,
Von Blüten überschneit,
Wie gleicht er meinem Herzen!
O selige Frühlingszeit!

Ein Nachwort zur Stieler-Feier in München.

Von Ludwig Krieger.

Die am 28. Mai im Gärtnertheater stattgehabte Feier bietet nach verschiedenen Richtungen hin Stoff zu einigen kritischen Bemerkungen.

Zunächst muß der Ehrlichkeit halber zugegeben werden, daß die relativ beträchtliche Teilnahme, welche unsere Bevölkerung an der vom „Journalisten- und Schriftsteller-Verein" in Szene gesetzten Gedenkfeier genommen hat, immerhin einen bedeutenden Fortschritt in der Würdigung litterarischen Schaffens von Seiten der Münchener bekundet. Eine derartige Feier wäre in früheren Zeiten schon deshalb ganz unmöglich gewesen, weil die damals bestehenden litterarisch-schöngeistigen Vereinigungen überhaupt aus der stillbehaglichen Abgeschlossenheit gar nicht heraustraten. Ein von den Musen nicht besonders begnadeter Münchener konnte das Ende seiner Tage erleben, ohne von der Existenz eines „Krokodils" oder einer „Zwanglosen Gesellschaft" ein Sterbenswörtlein erfahren zu haben. — Das ist nun seit der Umwandlung des ersten „Münchener-Journalisten-Clubs" in den neuen „Journalisten- und Schriftsteller-Verein" doch anders geworden.

„Die Kunststadt par excellence", „Isar-Athen" — und wie sonst noch die „deutsche Bier-Metropole" genannt wird — besitzt nun wenigstens einen organisierten Körper, der zur gegebenen Zeit dem hochwohllöblichen Publikum Gelegenheit bietet, der Welt zu zeigen, wie hoch es jene Männer schätzt, die ihm zu den nötigen starken

Quantum braunen Gerstensaftes die vornehmeren geistigen Gaben der Poesie gereicht haben Wenn nun nach dieser Seite hin die Bilanz der Stielerfeier gezogen wird, so figurieren neben manchen erfreulichen Aktivis auch einige Passiva. Bedenkt man, wie unabläßig und aufopferungsvoll Karl Stieler zu den Produktionen zahlreicher Vereine und zu so vielen Wohlthätigkeits-Vorstellungen sein Scherflein als mitwirkender Dichter und Vortragender beigetragen hat, wie er jedesmal bejubelt und bestürmt wurde, über das Programm hinaus sein Bestes und Schönstes in reichlichen Zugaben zu bieten — und er bot es immer, der unvergleichlich herzensgütige Mann —, so mußten am 28. Mai gewisse Lücken im Zuschauerraum des Gärtnertheaters doch schmerzliche Gefühle hervorrufen. Manche Undankbare mögen seiner Verdienste nicht gedacht, vielleicht auch an den erhöhten Preisen Anstoß genommen haben, dabei kalkulierend, daß sie ja um dasselbe Geld zwei lustige Operetten besuchen können . . . . . Die Besetzung des Hauses war also nicht über jede Kritik erhaben. Wollte man an der Hand des Adreßbuches ausrechnen, wie viele Persönlichkeiten und Korporationen eben einfach hätten zugegen sein sollen, um durch Huldigung des Dichters sich selbst zu ehren, so käme man freilich zu dem Resultat, daß das Gärtnertheater gar nicht Raum genug für dieselben gehabt hätte. Es sei nur ganz allgemein die schwache Beteiligung der Gelehrten- und höheren Beamten-Welt, des Offizierstandes und der akademischen Jugend hervorgehoben. Nomina sunt odiosa! — Und nun nach dieser Bemerkung zum Verlauf der Feier selbst! In der vorigen Nummer hat in einer Fußnote zu der ebendaselbst abgedruckten Gedächtnisrede das ausführliche Programm der Feier seine Veröffentlichung bereits gefunden; es mag deshalb hier eine ganz kurze Besprechung derselben folgen. Ueber den wichtigsten Teil der Feier, die Gedächtnisrede von Dr. M. G. Conrad, noch Etwas zu bemerken, ist durch deren Abdruck überflüssig geworden. Sie spricht, wie Alles, was aus unseres schneidigen Dr. Conrad Mund und Feder kommt, für sich selbst. — Peter Auzinger, der Stielers Erbschaft als oberbayerischer Dialekt-Dichter und -Interpret cum beneficio inventarii proprii antreten kann, sprach die äußerst glücklich ausgewählten kleinen reizenden Stieler'schen Gedichte, die uns so klar den humorvollen, aber auch die Schattenseiten des oberbayerischen Naturells zum Ausdruck bringenden Dichter vor Augen führten, wie ferner seinen eigenen Text zu dem lebenden Bilde mit all der köstlichen Frische und ungekünstelten Natürlichkeit, wie es eben jetzt nur noch — Auzinger kann. Schon seine äußere Erscheinung stempelt ihn zum volkstümlichen Deklamator. — Anders, als Auzinger, erfaßte der kgl. Hofschauspieler K. Häussler seine Aufgabe. Hätte er sich begnügt, mit demselben Ton, mit dem er den Titel der Gedichte sprach und wie er auch sonst im gewöhnlichen Leben spricht, die zarten Liebeslieder selbst vorzutragen, so wäre das dem Abend, an dem Stieler als vorwiegend volkstümlicher Dichter gefeiert wurde, entschieden besser angepaßt gewesen, als dieselben nach allen Regeln der Schauspielkunst zu mimen! Stieler'sche Liebeslieder mit einem geschraubten Pathos, mit einer Stimme, die alle Natürlichkeit abgestreift, wenn auch noch so schön d. h. mit möglichst viel virtuosen Kling-Klang vorzutragen, das scheint uns ganz verfehlt, weil dadurch diese kleinen poetischen Kunstwerke alles intimeren Reizes entkleidet werden.

Das große Publikum war allerdings anderer Ansicht und sanktionierte Herrn Häussers Deklamierkunst durch rauschenden Beifall. Ueber die Wahl der Gedichte kann man am Ende mit ihm nicht rechten. Jeder sucht sich dasjenige heraus, mit dem er am meisten zu „machen" glaubt. Gerade besonders charakteristisch für Karl Stieler's Genius war freilich kaum ein einziges derselben; außerdem stand die Weltschmerzlichkeit und Sentimentalität, die sich in diesem Zyklus von Erinnerungs-Liedern abspiegelt und von der eben auch ein Karl Stieler nicht ganz verschont geblieben war, in auffälligem Gegensatz zu der in der Festrede vorzugsweise betonten Kraftfülle und Natürlichkeit und dem sonnigen Frohsinn des volkstümlichen Dichters. Je nun, derartige Inkonsequenzen zu verhüten, wäre Sache des Komitee's gewesen.

Die Gesangs-Chöre, wie die verschiedenen musikalischen Nummern wurden aufs beste zur Geltung gebracht. Die „Liedertafel" erwies sich von neuem als eine wohlgeschulte, gut kommandierte Sängertruppe, die bei ihrer äußeren Disziplin von einem strebsamen künstlerischen Geiste beseelt ist. Auch das Gärtnertheaterorchester that unter Horacks Leitung seine volle Schuldigkeit; desgleichen die Zitherspieler. Was Fräulein Lilly Dreßler und Herrn Eugen Gura betrifft, so weiß man ja schon, daß sie mit jeder neuen Leistung auch ein neues Blatt in ihren Ruhmeskranz einfügen. Die Schlußnummer, das von der Münchener Künstlerschaft gestellte lebende Bild „Karl Stieler und das oberbayerische Volk" krönte die ganze Feier auf das Würdigste. Bei der Mitwirkung so namhafter Künstler konnte es nicht fehlen, daß die von realistischer Wahrheit getragene Anordnung des Bildes auf das Publikum einen tiefen Eindruck machte. Das Hauptkontingent zu den Vertretern des oberbayerischen Landvolkes, der Jäger, Holzknechte, Aelpler u. s. w., stellten die eigens zu diesem Zweck in ihren Nationalkostümen hieher gereisten Tegernseer Feuerschützen. Für diese uneigennützige That zur Ehrung eines geliebten vaterländischen Dichters gebührt denselben unsere besondere Anerkennung. Verstärkt wurden sie noch durch hiesige Mitglieder des deutschösterr. Alpenvereins und einzelne Künstler, die sich gleichfalls in den allergetreuesten Kostümen unter das Volk mischten. Letzteres war in allen seinen Typen gut vertreten, namentlich die Tegernseer Gestalten in ihrem strammen Wuchse waren herrliche Repräsentanten der alpinen Menschenwelt. Als der Vorhang in die Höhe ging, bot sich den Blicken des Publikums ein ergreifend schönes Bild. Auf der vermittels Dekorationen und Versatzstücken in eine Hochgebirgslandschaft verwandelten Bühne umstanden in weitem Bogen Landsleute Stielers Büste (von J. Krane in Ueber-Lebensgröße vor-

züglich modelliert.) Der Abend dämmerte. Leise Harmonien rauschten vom Orchester auf. Aus den Kulissen ertönten sanfte Zitherklänge. Der Mond stieg auf und ergoß magischen Schein über die Büste des Dichters. Die Gipfel der Alpen hüllten sich mählich in Glut. Nun kam Peter Auzinger in schlichter Gebirgstracht mit einem mächtigen Kranz von einem steilen Felspfad im Hintergrunde herabgeschritten und hielt an die Versammelten seine Nachrede auf den Stieler Karl (das Gedicht ist in der vorigen Nummer gleichfalls zum Abdruck gebracht worden). Mit dem Niederlegen des Kranzes, der aus Eichenlaub, Fichtenzweigen und Almenrausch gewunden war, und einer dem Verstorbenen im Abbilde bezeugten allgemeinen Ehrung durch Senken der Schützenfahne war die Feier zu Ende. Daß Auzingers Schlußworte Allen, die Stieler's Bedeutung erfaßten, im Herzen nachhallen und sie Alle es sich feierlich geloben: „Aber schau, Stieler Karl, vergess'n werst net!" dafür bürgt der treue Sinn des bayerischen und deutschen Volkes.

Der Jude von Cäsarea.

Nachgelassener Roman von Martin Schleich.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Der Sturm wurde wieder heftiger und lang gezogene Donner umkreisten die Höhe des Berges. Doch traten auch Pausen ein, denn es gibt nicht nur eine Ruhe vor dem Gewitter, sondern oft auch während des Gewitters. Bei einer solchen momentanen Stille schlugen plötzlich Laute an ihr Ohr. Es war menschlicher Gesang. Zwar schwacher und eintöniger, aber doch Gesang. Und zwar kam er aus der Einfriedung. Kein Zweifel, es war Marcian, der psallierte. Ihn schreckten keine Schauer der Einöde und kein Zorn der Elemente. Der stolze Heide, den der Dichter furchtlos dastehen läßt, während der Himmel einstürzt, war aufgewogen durch einen demütigen, von seliger Beschauung erfüllten Christen.

Wieder wurden die Gewölke erleuchtet und die Lüfte erschüttert, und als das Getöse verhallt war, ertönte wieder der Gesang des Jünglings wie eines Vögleins aus dem Käfig. In seiner Stimme war etwas Sanftes, das zu dem wüsten Sturmgeheul und dem brutalen Donner einen Gegensatz bildete, der jedes Herz ergreifen mußte. Warum also nicht auch das der sanguinischen Phönizierin?

Sie erhob sich und nahte mit klopfendem Herzen dem heiligen Gehege. So schleicht der zart gebaute Marder zum Taubenschlag. Wenn Marcian in seiner glühenden Andacht, in dem süßen Frieden seines Gebetes hätte ahnen können, was sich vorbereitete und daß die Füße derjenigen, die seine Ruhe zerstören sollte, vor der Thüre waren!

Die Stricke des Jägers bedrohen mich, so sang er ahnungslos, aber im Schatten Deiner Flügel, o Herr, habe ich Zuflucht. Meine Feinde flüstern Arges und einen Bubenstreich haben sie wider mich beschlossen. Du aber hilf mir, daß ich ihnen vergelte. Warum bist Du so traurig, meine Seele?

Leise suchte die Hand Zoëns nach der Thüre, die sie beim Scheine des letzten Blitzes erblickt hatte. Da ist sie. Aber es fehlt ihr der Mut, anzuklopfen. Und überdies ist sie gerührt, denn ihr Herz war gerührt von der Unschuld des Betenden. Sie selbst kommt sich vor wie eine Schlange, die im Begriff ist, sich um den Fuß des Schläfers zu winden. Sie hörte immer gern, wenn man sie einen Engel nannte, aber nun fühlt sie, daß der größere Teil an ihr teuflisch ist.

Marcian ist stiller geworden. Ohne Zweifel giebt er sich jetzt Betrachtungen hin, so rein und himmlisch, wie sie nur eine auserwählte Seele erwecken kann. Und aus diesem Zustand der Gnade will sie ihn reißen, aus Rache dafür, daß er ihre Liebhaber entfremdet, aus Furcht, daß sein Beispiel verödend wirken und sie und ihres Gleichen um Ansehen und Erwerb bringen könnte. Sie erhebt die Hand, um an die Pforte zu klopfen, wagt es aber wieder nicht und sinkt nieder.

Das Wetter scheint vorüber. Aber aus seinem fernen Grollen spricht die Drohung baldiger Rückkehr. Uebrigens scheint der ganze Himmel in einen schwarzen Sack gehüllt und kein Stern wagt hervorzublicken. Eine plötzliche Furcht überkommt die Versucherin. Sie glaubt oder sich ein Geflatter, in den Gesteinen ein Laufen zu vernehmen. Hat nicht Marcian vorhin den Herrn gebeten, er möge seine Feinde den wilden Tieren preisgeben? Sie bebt im Innern und spannt den Mantel enger um die Schultern, in denen sie schon eine Tatze zu fühlen glaubt. Es ist ihr unmöglich, länger in dieser Bangigkeit zu verharren, eine Rückkehr giebt es nicht, also vorwärts. Sie streckt die Hand wieder aus, zögert noch einen Augenblick und — klopft an.

Man denke sich Marcians Verhoffen, der den Kopf in die Hand gestützt, ganz nahe an dem Thürchen saß. Er glaubte jedoch, es sei der Wind, der das Gehege rüttelte. Aber es klopft noch einmal, bei völliger Windstille. Unser Held ist jedoch gefeit gegen die Schrecken der einsamen Nacht und bei seinem guten Bewußtsein schlägt das Herz ruhig fort.

Ganz logisch fragte er also zuerst: ob jemand außen sei? Und auf erfolgte Bejahung: wer?

Ihm war die Frage freilich leichter als Zoën die Antwort. Da giebt es aber für Weiber kein besseres Auskunftsmittel als Weinen, und ihr Schluchzen war es auch, das dem lauschenden Marcian zu Ohren drang. Derselbe konnte sich der Bemerkung nicht entschlagen, daß der Laut dieser Atemausstoßungen etwas Weibliches habe. Ein Kind konnte es nicht sein, ein Mann weint nicht so, und wenn es etwas gab, was ihm Grauen einzuflößen vermochte, so war das Einzige, was da noch übrig blieb. Er fragte deßhalb noch einmal und mit strenger Betonung: Im Namen des Herrn Zebaoth: wer klopft an meine Thüre?

Ein Geschöpf!

Geschöpfe sind Berge und Motten. Ich will wissen, wer klopft?

Ein armes, unglückliches Weib.

Ein Weib? Weh mir armen Sünder! Damit trat er ein paar Schritte von der Thür zurück und improvisierte einen Notruf, wie er ihn so dringend noch nie zum Himmel gerichtet.

Um der ewigen Barmherzigkeit willen, rief Zoë, die nun wieder Fassung gewonnen und der Rolle, die sie sich vorgesetzt hatte, eingedenk geworden war, laß' mich bei Dir Schutz finden!

Bei mir? sagte Marcian, wie kommst Du gerade zu mir? Ich vermute einen bösen Geist in Dir.

Ich wollte an den Jordan pilgern und verirrte mich. Zwei Nachtwölfe verfolgten meine Spur und ich floh auf diesen Berg, ich weiß nicht wie hoch ich bin. Nacht und Ungewitter überraschten mich und vor Erschöpfung sank ich nieder, als Deine Stimme, Du Mann Gottes, an mein Ohr schlug. Du bist der Rettungsengel, den mir der Himmel sendet.

Meine Regel erlaubt mir nicht, etwas für Dich zu thun. Geh'.

Ich will auch nicht, daß Du mir Leib und Leben rettest. Nur um meine Seele nimm Dich an. Schenke mir den Trost Deines Wortes zum Sterben.

Gott verzeihe Dir Deine Sünden, ich will für Dich beten.

Ich bitte Dich um Brod und Du gibst mir einen Stein. Kennst Du nicht die Geschichte von dem barmherzigen Samariter? Hier außen muß ich verschmachten, oder ich werde den wilden Tieren zur Beute. Doch mögen Sie mich zerreißen. Aber daß ich die Auflegung Deiner Hände entbehren muß, das macht mir den Tod verzweiflungsvoll! Und wird auch Dir keinen Segen bringen. Am jüngsten Tag wird Dir vorgehalten werden: Ich war fremd und Du hast mich nicht aufgenommen!

Marcian befand sich in äußerst peinlicher Lage. Doch war er durch Selbstunterricht dialektisch so geschult, daß er sich das Dilemma folgendermaßen zurecht legen konnte: Entweder stellt dieses Weib eine Versuchung vor, oder sie ist wirklich so elend

als sie sagt. Im ersten Fall muß ich die Versuchung bestehen, da sie der Himmel zuläßt; im zweiten hab' ich die Pflicht, sie aufzunehmen. In jedem Fall aber sage ich: Herr, Dein Wille geschehe!

Hiemit schob er den selbstgemachten hölzernen Riegel zurück und Zoë trat ein, wobei sie mit dem Einsiedler zusammenstieß, was diesem äußerst unangenehm war. Es interessierte ihn natürlich auch nicht, ob sie jung oder alt, schön oder häßlich sei, was vor Finsternis ohnehin nicht zu unterscheiden gewesen wäre.

O Mann Gottes, hob sie wieder an, ich weiß nicht, ob die Nacht in der That so kalt ist, als ich die Empfindung habe. Aber ich zittere vor Frost und meine Glieder sind starr. Willst Du nicht ein kleines Feuer machen, daß ich mich erwärmen und auf Dein Antlitz sehen kann? Mein Leben hängt ja nur mehr an einem dünnen Faden. Die Flamme wird mir noch wohl thun und ein tröstender Blick von Dir meine Seele stärken. Mit Deinem Segen will ich sterben, hier oder am Jordan, wenn ich ihn noch erreiche.

Feuer mache ich ungern, sagte Marcian; daß wir uns sehen, ist nicht notwendig und noch weniger nützlich. Nur wenn Dein Leben davon abhängt, daß Du Dich erwärmst, will ich Deiner Bitte willfahren. Auch auf viele Worte meinerseits darfst Du nicht rechnen. Ich werde mich sogleich in meine Höhle zurückziehen und es dem Himmel überlassen, Dich zu trösten.

Feuer, ich beschwöre Dich! wimmerte Zoë.

Marcian holte Reisig von dem Zaun und entzündete ein paar Schwefelfäden, nicht ohne Rezitation passender Schriftstellen, z. B. Hier ist Holz und Feuer, wo aber ist das Schaf zum Opfer? Der Herr sucht mich heim bei Nacht. Möge er keine Missethat an mir finden.

Dank Dir, Mann Gottes, rief Zoë, als die Flamme emporschlug. Laß mich Deine Hände küssen.

Zurück! schrie der tapfere Einsiedler. Wärme Deine Glieder und rette Dein Leben, ich will nichts weiter mit Dir zu thun haben.

Soll ich Dir denn nicht danken dürfen!

Schweig Satan! und Marcians Augen funkelten. Glücklicherweise richteten sich die Blitze auf den Boden.

O Barmherziger, wie kannst Du so grausam sein! In Deiner Hand lag es, mich dem Himmel zuzuführen, und Du verweisest mich zur Hölle! Lösch das Feuer wieder aus, jage mich hinaus, besser, ein wildes Tier zerreißt mich, als daß ich Deinen Fluch auf mir habe. Marcian, Theodors Sohn, verdamme nicht, damit auch Du nicht verdammt werdest. Weißt Du, wie die Eltern von Dir reden?

Diese Ansprache machte unsern Helden stutzig. Woher kennst Du mich und meinen Namen? fragte er.

Du erschienst mir im Traum als ein verklärter Jüngling, dem viele andere Jünglinge nachzogen.

Das ist merkwürdig, dachte Marcian.

Ist Dir Deine Laufbahn nie im Traume gezeigt worden, sahst Du niemals Schaaren, die Dir folgten?

Marcian brütete sinnend vor sich hin, wagte aber aus Demut nicht, das zu bestätigen.

Sahst Du niemals Sünder und Sünderinnen, fragte Zoë weiter, die bei Dir Zuflucht suchten? Dabei gelang es ihr, seine Hand zu erwischen. Ehe man über einen Menschen urteilt, blickt man ihm in's Auge. Warum verwirfst Du mich ungesehen? Wenn ich, wie Magdalena, Salben kaufen könnte, würdest Du mir Deine Füße preisgeben oder mich wegstoßen?

Laß das, sagte der Einsiedler und begnüge Dich mit dem Feuer, das ich Dir angezündet. Ich bin selbst Sünder und bedarf der Buße. Gönn' Deinem Körper und Deiner Zunge jetzt Ruhe, und wenn der Tag graut, was bald geschehen muß, so geh' mit Gott und grüße mir die am Jordan. Dieses sagend und mit abgewendeten

Blicken zog sich der Jüngling an die Felswand, verschwand in seiner Höhle und ließ die Matte vorfallen, die den Eingang bedeckte.

Zoë lehnte sich, während das Feuer allmählich ausging, sitzend an das Geflecht der Einfriedung. In ihrem Innern herrschte ein Gemisch von Gefühlen: Frost, Grauen vor dem Aufenthalt, Bewunderung des jungen Menschen, Neugierde, ob er auch den Hauptsturm, den sie sich für den folgenden Tag vorgenommen hatte, abschlagen werde, endlich auch etwas Hunger und Durst. Schlafen konnte sie natürlich nicht.

Eben so wenig Marcian. Selbst wenn ihn ein Schlummer angewandelt hätte, würde er nicht gewagt haben, ihm nachzugeben. Die Notwendigkeit des „Wachet!" war ihm jetzt klarer als je. Er stand sogar ununterbrochen auf der Lauer, gewappnet mit allen möglichen Psalmen, Sprüchen und heiligen Namen, mit denen er den bösen Geist überschüttet hätte, falls er es wagte, ihm nur auf eine Meile Wegs nahe zu kommen.

Obwohl die Matte solid geflochten war, blitzte der anbrechende Tag doch durch kleine Ritzen. Matutin und Hora hatte er bereits für sich behalten. Nun sollte aber, wie vorgeschrieben, die erste Tagzeit im Freien gesungen werden, und er wagte es nicht, hinauszugehen. Da ihm aber das Warten endlich zu lang wurde, rief er hinter seinem Vorhange mit lauter und strenger Stimme: Weib, bist Du noch außen?

Hab Dank für dieses Asyl, ließ sich Zoë vernehmen.

Unangenehme Situation für Marcian. So fordere ich Dich auf, fuhr er fort, meinen Vorhof zu verlassen, damit auch ich aus der Zelle treten kann.

Komm' nur immerhin, erwiderte sie, Du wirst kein Aergernis an mir nehmen.

Marcian begriff, daß er gegen die Zudringliche keine Waffen habe und besser bleibe als hinauszutreten. Er unternahm deshalb einen herzhaften Schritt auf das Proszenium seiner Einsiedelei, konnte denselben aber vor Erstaunen kaum vollenden. Vor ihm stand nicht die zerlumpte Bettlerin, die er gestern beiläufig gesehen zu haben glaubte, sondern ein herrliches Weib in einem Gewand von gelblich-weißem Byssus, über das sie einen leichten hellblauen Mantel geworfen hatte. Ihr Haar war in einem goldflimmernden Reticulum gefangen und um die Stirne wand sich ein Kranz von Myrthen und Röschen.

Weh mir, knirschte er, als er bemerkte, daß sich seine Augen von dem zauberischen Anblick nicht all sogleich abgewendet hatten. Selbst die Zunge versagte ihm den Dienst, als er die Formel der Teufelsaustreibung, die beste, die es gab und die niemals fehlschlug, hersagen wollte. Wie von Gewichten beschwert, blieben seine Arme gesenkt.

Zoë war über die Wirkung, die sie auf den armen Jungen ausübte, selbst erschrocken, denn sie starrte ihn ebenso sprachlos an, wie er sie. Endlich schien bei ihm das Eis zu brechen und der alte Einsiedlermut wiederzukehren. Im Namen des Herrn Zebaoth, begann er mit hoher Stimme — aber da stockte er auch schon. Hinter die Matte in das Felsenthor zurückzufliehen, war ihm ebenfalls unmöglich, denn das Basiliskenblut der Eingedrungenen hielt ihn festgebannt. Nur einen bewußten Wunsch produzierte sein Denkvermögen: Wenn doch jetzt Potamon käme, er würde wenn kein heiliger Spruch hilft, die Erscheinung vielleicht durch seine Grobheit vertreiben.

Von den sich gegenüber Stehenden gewann, wie natürlich, der weibliche Teil zuerst die Sprache. Wenn ich sage, begann Zoë, daß ich Dich schon seit langer Zeit liebe, so kannst Du mir nicht vorwerfen, daß ich einem irdischen Trieb gefolgt bin, denn ich habe Dich nie gesehen. Aber der Ruhm Deiner hohen und reinen Gesinnung flößte mir jene Bewunderung ein, die das Herz so leicht gefangen nimmt.

Teufelswerk! stotterte Marcian.

Im Gegenteil, erwiderte die Phönizierin, durch dieses Gefühl legt mir der Himmel die Pflicht auf, Dich für die Menschheit zu retten. Wehe, wenn Du Dein Licht unter den Schäffel stellst; komm' herab, sei ein Beispiel, das man befolgen kann. Was

sollen diese Bußübungen in der Einöde? Heirate, wenn Du die ewige Seligkeit wirklich verdienen willst!

Der Einsiedler fuhr krampfhaft zusammen.

Waren die Lieblinge des Herrn, besonders im alten Bunde, nicht verheiratet? Hat die Ehe den Vater Johannis des Täufers gehindert, ein Heiliger zu sein? Wir brauchen wieder einen Prediger in der Wüste. Du wirst es nicht, dazu klingt Deine Stimme zu sanft und ist Dein Blick zu liebevoll, aber Du kannst bestimmt sein, ihn hervorzubringen. Wenn Du auch mich zurückweisest, so nimm eine von den Töchtern des Landes. Ich bin nur gekommen, weil Du mir im Traum gezeigt wurdest. Nimm mein Vermögen, mein Gold und Geschmeide, schenke es den Armen, baue Kirchen, thue was Du willst!

(Fortsetzung folgt.)

Litterarische Kritik.

Margaretha Menkes. Realistischer Roman von Hermann Friedrichs. Leipzig, bei Wilhelm Friedrich.

Als ich auf dem Titelblatt des vorliegenden Romanes die Beifügung „realistisch" las, bemächtigte sich meiner eine böse Ahnung. Wahrscheinlich dachte ich mir, sollen hier Nachtseiten des menschlichen Lebens grell beleuchtet werden, und es will dafür der Verfasser, der landläufigen Ansichten halber, im voraus gewissermaßen um Entschuldigung bitten. Doch höre man zuerst kurz den Inhalt. Der Erzähler, Herr Ich, lernt in Brüssel M. M. kennen und erhält von ihr, nach berühmten Mustern, die nötigen Papiere, aus welchen die Geschichte der Heldin zusammengestellt wird. M. M, eine arme Waise, wird Gouvernante, erlebt vom Herrn des Hauses Notzucht, sieht später ihre Tochter unwissend Blutschande begehen, woraus Selbstmord und Wahnsinn erwächst, wird um ein Testat betrogen und entschließt sich deshalb selbst zum Betrug, denn sie freilich zuletzt gutmachen will. Das ist der realistische Roman M. M.! Wenn auch der Stil des Verfassers anziehend ist, so fehlt es doch an der Erfindung und Verwertung des Stoffes. Warum die Geschichte gerade in Brüssel spielt, ist gar nicht einzusehen. Die herrliche Stadt mit ihrem interessanten Volksleben hätte ganz anders benützt werden müssen, wenn der Roman wirklich als realistisch gelten soll. Was unter diesem Genre zu verstehen, ist erst kürzlich in diesen Blättern dargelegt worden und ich brauche daher nur darauf zu verweisen. Gerade die Vertreter des Realistischen müssen unbarmherzig gegen alles auftreten, was sich so nennt, ohne es wirklich zu sein. Der Verfasser, der von andern als „ein aufgehender Stern unserer litterarischen Welt" begrüßt wird, möge uns bald mit einem echtrealistischen Roman erfreuen, der nicht gerade nach düstern Stoffen zu greifen braucht, um den Leser zu fesseln und zu erschüttern und der auch durchaus nicht niederländisch angehaucht sein muß, denn im deutschen Volksgemüt liegen Schätze genug verborgen, aus welchen die schönsten Werke zu schaffen wären.

H. Roller.

Korrespondenz der Redaktion.

Frau R. v. T. in Wien. Wir sind ganz Ihrer Ansicht: le génie n'a point de sexe! Aber Genie, Rasse, Temperament sind zum schriftstellern unerläßlich, soll's nicht zur öden Sudelei ausarten. Durch Abdruck Ihrer novellistischen Skizzen würden wir dem Dilettantismus ein unverantwortliches Zugeständnis machen. Die eingeschaltete spezifizierte „Rechnung für die Wallfahrtskirche von dem Maler und Vergolder Ignatz Schmierle" ist ja wohl für Neulinge lustig; wir haben sie schon fast mit denselben Worten vor langen Jahren in einem antiklerikalen französischen Witzblatte gelesen. Vergleichen Sie gefälligst selbst:

Remplumé et doré l'aile gauche de l'ange Gabriele . . . . . fr. 5,50
Ranimé les flammes du purgatoir et restauré quelque âmes 6,00
Nettoyé Ponce-Pilate et reparé sa culotte 3.75

Sie fügen als neue Posten bei: dem Satan den Schwanz angeschraubt, den Himmel aufgefrischt, zwei Sterne hinzugefügt, die Sonne gewaschen, den Mond versilbert u. s. w.

Das sind alles verjährte, skurrile Späße, welche auf den geistvollen Abonnentenkreis der „Gesellschaft" keinen Eindruck machen. Das Manuskript steht zu Ihrer Verfügung; am besten vertrauen Sie es unserm Papierkorb an.

Verantwortliche Redaktion: Dr. Georg Conrad.
G. Franz'sche Verlagshandlung, J. Roth, H. B. Hofbuchhändler. Druck der G. Franz'schen Hofbuchdruckerei, sämtliche in München.